Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 27 (1925)
Heft: 13

Artikel: Der gefrorene Fluss
Autor: Ernst, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748701

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER GEFRORENE FLUSS

Ein erdachtes Gespräch.

Der Denker, der Dichter. Ein Weg am Ufer eines gefrorenen Flusses.

Der Denker: Der Fluss schießt schnell dahin. Auf seiner Oberfläche kann sich kein Eis bilden. Aber auf seinem Grund wachsen Gräser und Stengel, die sich lang hinziehen im Fließen. An ihnen setzte sich Eis an, das Eis verbreitete sich bald über den ganzen Grund. Aber das Eis ist leichter, als das Wasser. Sobald es dick genug ist, strebt es deshalb zur Höhe. Es löst sich in Schollen los und schwimmt nun oben. Die einzelnen Schollen stoßen sich, drehen sich um ihren Mittelpunkt und legen sich aneinander, wo sich zwei ungefähr passende Linien finden; da frieren sie denn nun zusammen zu größeren Schollen; in die Zwischenräume, die noch vorhanden sind, werden die kleineren Stücke hineingetrieben. So entsteht endlich auf dem Fluss eine Eisdecke.

Der Dichter: Die Lyrik ist die ursprünglichste Art der Dichtung. Bei ihr ist ein ähnlicher Vorgang. Aus der Tiefe der Seele tauchen Schollen in die Höhe des Bewusstseins, die Erinnerungsbilder der von uns sogenannten Wirklichkeit sind; sie treiben zusammen nach ihren Gesetzen von Verwandtschaft, vereinigen sich und bilden dann eine feste Brücke über den Fluss.

Der Denker: Lyrik ist die ursprünglichste geistige Äußerung der Menschen, sie ist die Ursprache; nur freilich ist nicht jeder, der diese Ursprache redet, ein Dichter gewesen, er war nicht die Persönlichkeit danach. Diese Lyrik wird noch heute von Leuten aus dem einfachen Volk gsprochen — ich meine nicht städtisch verdummte Proletatier, sondern wirkliches Volk: Pflüger, Hirten, Jäger und Ähnliche — und wenn wir die Aufgaben lösen wollen, welche unser Denken uns stellt, so müssen wir diese Ursprache zu verstehen suchen.

Der Dichter: Die Aufgaben, welche unser Denken uns stellt — ach, ich habe lange über ihnen gegrübelt, ich grüble nicht mehr.

Der Denker: Sie brauchen sie nicht zu lösen. Der Dichter ist der wahre Mensch: in Ihnen sind diese Aufgaben gelöst;

nur, unsere Zeit ist so verwirrt, dass der Dichter das nicht mehr weiß.

Der Dichter: Ich dachte oft so, dann fiel mir ein, dass das wohl Hochmut sein müsse.

Der Denker: Wie kann ein Mensch hochmütig sein, der Natur ist?

Der Dichter: Sie haben recht. Es ist nur, dass ich ein Fremdling bin unter den Menschen. Meinen Sie nicht auch, dass die Menschen mich für einen Narren halten, dass da nur eine Erinnerung an eine Schulweisheit ist, die ihnen sagt, dass das nicht geht, und dass sie es nur deshalb nicht laut aussprechen? Die Menschen haben ja nicht den Mut zu sich selber.

Der Denker: Sie können ihn nicht haben. Der Dichter ist Natur: er ist, was er ist, wie der Pflüger, der Hirt oder der Jäger, und ihm kann es nie eine Aufgabe sein, Mut zu sich selber zu haben. Ich selber, der Denker, habe ihn erst wieder finden müssen. Sie, mein Freund, sind vor dem Sündenfall; die Menge der Menschen ist in der Sünde; und ich lebe in der Erkenntnis dieses Zustandes.

Der Dichter: Es wird mir schwer, das zu verstehen.

Der Denker: Nur einige Gedanken giebt es in der Welt, die wichtig sind. Die Denker, welche bis ans Ende gelangen, finden sie: Sie kommen dann dahin, wo der Mensch von selber steht, der Natur ist. Ich habe lange nachgedacht über die Ursächlichkeit. Hat Hume recht oder Kant? Humes Ansicht scheint uns oberflächlich; aber er musste in einer Sprache denken, in der man nicht tief denken kann; ich glaube, dass er etwas sehr Merkwürdiges denken wollte. Nun fand ich bei Al Ghasali einen Satz: «Wie wäre es denkbar, dass ein Mensch sich selber liebt, aber nicht seinen Herrn, auf dem sein Dasein beruht? Wenn der vom Brand der Sonne Gequälte den Schatten liebt, so muss er notwendig auch die Bäume lieben, auf deren Dasein der Schatten beruht. Alles aber, was Dasein hat, steht zu der Macht Gottes in dem Verhältnis des Schattens zum Baum und des Lichtes zur Sonne. Freilich sind diese Gleichnisse nur richtig im Hinblick auf die Meinung der Menge, die sich vorstellt, dass das Licht eine Wirkung der Sonne sei und von ihr ausströme und durch sie vorhanden sei; aber das ist ein Irrtum,

denn einsichtigen Leuten ist es klarer als der Augenschein, dass das Licht durch die Allmacht Gottes aus Nichts entsteht, wenn die Sonne dichten Körpern gegenübersteht, sowie auch das Leuchten der Sonne und sie selbst und ihre Gestalt und ihre Form durch die Allmacht Gottes entsteht.»

Der Dichter: Mir scheint, ich weiß, was Sie meinen: Alles müsste eine Anschauung sein — ja, die zustande kommt wie die Eisdecke des Flusses aus den Schollen, welche sich finden und zusammenfrieren, je nachdem ihre Linien ähnlich beschaffen sind.

Der Denker: Nicht: es müsste; sondern es ist so; aber der Mensch der Menge ist immer der Hahnrei seines Bewusstseins, und deshalb ist er nicht mehr Natur.

Der Dichter: Ich bin nicht Lyriker, sondern Dramatiker. Hölderlin sagt einmal: Das lyrische, dem Schein nach idealische Gedicht, ist in seiner Bedeutung naiv. Es ist eine fortgehende Methapher eines Gefühls. Das epische, dem Schein nach naive Gedicht, ist in seiner Bedeutung heroisch. Es ist die Methapher großer Bestrebungen. Das tragische, dem Schein nach heroische Gedicht, ist in seiner Bedeutung idealisch. Es ist die Methapher einer intellektuellen Anschauung. Nie kann ein Lyriker Epiker oder Dramatiker sein; Hölderlin selber, der reiner Lyriker war, ist Zeuge dafür. Ich bin nicht naiv. Es wäre nur möglich, dass der Epiker auch Dramatiker wäre, denn das Heroische könnte als intellektuelle Anschauung erscheinen. Nun, wenn ein Drama mir vor dem inneren Sinn steht, schaue ich das Ganze zugleich: den Tod des Helden und den ersten Schritt zu seiner Tat. Die Menschen aber, welche es dann ansehen, finden nur Einzelheiten, welche nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung mit einander verbunden sind, sie sprechen von Charakter und Schicksal, Schuld und Sühne, Spiel und Gegenspiel, Willen und Lage. Wie? Sie, mein Freund, denken, das ist ja demnach nichts anderes, als das lyrische Gedicht? — Ja, Sie haben recht. Es ist gleichfalls eine Eisdecke, die sich bildet aus einzelnen Schollen; nur — was ist der Unterschied?

Der Denker: Eine weitere Art von Persönlichkeit ist nötig, das Drama zu schaffen.

Der Dichter: Ihr Al Ghasali kann ja nur stammeln. Man

muss ahnend erfassen, was er meint. Denn wer könnte sagen, was Gott ist? So gehen auch wir in einem großen Kreis, und innerhalb dieses Kreises liegt unser Eigentum: Wiese, Acker, Wald und Haus.

Der Denker: Auch ich kann nur stammeln, denn unser Geist ist nicht dazu geschaffen, die Wahrheit zu erkennen —

Der Dichter: Er ist ein Fluss, an dessen Oberfläche sich Eisschollen heben, welche dahinziehen, sich drehen, zusammenwachsen und eine feste Brücke bilden —

Der Denker: Die wir die Wirklichkeit nennen.

Der Dichter: Ja, mir genügt das. Ich lebe in einer Welt, welche ich gedichtet habe, und meine Würde ist, dass alle spätern Menschen in meiner Welt leben müssen.

Der Denker: Aber mir genügt das nicht. Ist denn das Leben nicht mehr als ein Traum? Ich hatte Ihr Gedicht gelesen und ging spät schlafen. Im Traum fand ich mich in einem wunderbaren Hain; ich weiß nicht, waren die Bäume Pinien oder waren es Ölbäume: Sie wissen, dass im Traum Begriff und Anschauung durcheinander gehen, richtiger gesagt, dass die Begriffe nicht als Anschauungen erscheinen, sondern für Anschauungen gehalten werden. Nun, ich weiß nur, dass hinter den Bäumen das tiefblaue Meer stand. Ich wusste, diese Bäume sind aus Versen geworden. Plötzlich fand sich meine Geliebte neben mir. Ich fasste ihre Hand und sagte: «Es waren Verse von herrlicher Klangwirkung, deshalb sind die Bäume so prächtig. Sie waren auch lang genug, denn kürzere Verse ergeben nur ein niedriges Buschwerk». Das ist eine Ursachenverbindung, wie sie der Traum schafft. Aus der Tiefe meiner Seele kam die Scholle «Gedicht» hoch und die Scholle «Wald». Sie vereinigten sich, und nun hatte ich die Ursachenverbindung: aus dem Gedicht ist der Wald entstanden. Das ist ein Traum. Ist es in der sogenannten Wirklichkeit anders? Es scheint anders, weil das, was wir Erfahrung nennen, regelnd eingreift; wo die Erfahrung fehlt, da ist es genau so. Der Wilde denkt, die Pistole ist das Kind des Gewehrs. Er weiß nicht, dass beide vom Waffenschmied gemacht werden. Wir Heutigen glauben, dass in der lebenden Welt die Arten auseinander entstehen, wir kennen nicht den Artenmacher. Und der Artenmacher — nun, das ist

so ein Gedanke wie die Kindschaft der Pistole. Die Verbindung von Ursache und Wirkung ist eine Form unseres Denkens, sie ist das Zusammenfrieren der treibenden Schollen. Was erklärt mir der Frost?

Der Dichter: Er erklärt nichts; aber er bewirkt, dass ein Mensch mit trockenem Fuß von einem Ufer zum anderen gehen kann.

Der Denker: Sie haben recht. Da liegt die Lösung. Wenn der Fluss gefroren ist, so kann ich das andere Ufer trockenen Fußes erreichen.

Der Dichter: Und unser Leben ist so eingerichtet, dass wir es erreichen müssen, vielleicht müssen wir unser Brot am andern Ufer holen und würden verhungern, wenn die Eisschollen nur immer trieben, ohne zusammenzufrieren.

Der Denker: Ich kann in meinem Traum keine Anschauung gehabt haben. Sonst hätte ich doch wissen müssen, ob die Bäume Pinien waren oder Ölbäume. Ich weiß aber nur, dass sie ganz herrlich waren und dass sie wunderbar gegen das tiefblaue Meer standen. Wie? Ich habe im Traum also nur Begriff und Gefühl gehabt, ich habe mir die Anschauung nur eingebildet?

Der Dichter: Das Eis des Flusses ist mit Schnee bedeckt. Wir sehen nur Weiß. Ich muss an den leidenschaftlichen Kampf denken, den Goethe gegen Newton führte. Nie sonst wurde Goethe leidenschaftlich, er war zu klug dazu. Vielleicht ging es ihm in diesem Kampf ans Leben? Ich bin ein Dichter, wie es Goethe war, mir ist klar: dieses Weiß ist nur ein Vorgang in mir, den ich für eine Anschauung halte, wie Sie Ihren Wald im Traum für eine Anschauung hielten.

Der Denker: Sie sind geneigt, noch viel weiter zu gehen wie Goethe; Sie denken über die Dinghaftigkeit der Dinge eben so, wie er über ihre Farben; Sie sagen es nur nicht.

Der Dichter: Weshalb soll ich sagen, was von anderen nur missverstanden werden kann? Ich bin kein Denker. Hätte mir Gott die Gaben des Denkers verliehen, dann würde ich suchen, dahinter zu kommen, was eigentlich die Formen sind, jenes Unbestimmte, Unfassbare, das Kant die Kategorien nennt, das Mittelalter die Realien und Platon die Ideen: denn ich

glaube, dass mit diesen Worten Eins gemeint ist. Denn unser Begriff der Wirklichkeit, wenn er überhaupt für unser Denken einen Wert hat, dann kann er höchstens doch auf die Formen angewandt werden. Noch Niemand hat untersucht, was eigentlich Form ist, in welchem Verhältnis die Formen zu einander stehen: in der Wechselbeziehung, wie Zeit und Raum, oder sonstwie.

Der Denker: Sie sagen nicht, was Sie meinen; Sie denken, ich bin ein Mann, der über seinen eigenen Schatten springen will.

Der Dichter: Ich bin ein Handwerker. Mein Werkzeug ist die Sprache. Ich habe Hämmer, Meißel, Bohrer, Messer und Pfriemen. Ich halte sie blank und habe sie in Ordnung in meiner Werkstatt aufgehängt. Ich gebrauche jedes Gerät, wie es gebraucht werden muss. Wenn ich arbeite, wie ich es bei meinen Meistern und durch eigenes Versuchen und Nachdenken gelernt habe, dann entstehen Figuren aus Stein. Im Lauf meines Lebens habe ich viele solche Figuren gemacht Diese Figuren sind meine Welt. Sie werden späterhin auch die Welt der Anderen sein. Alle Menschen heute leben in den Welten früherer Dichter, auch Sie. Als Sie träumten, dass in einem wunderbaren Hain Bäume, entweder Pinien oder Ölbäume herrlich gegen ein blaues Meer standen, da bildeten sich in Ihnen Gefühle und Begriffe früherer Dichter.

Der Denker: Wie, gehen Sie so weit —

Der Dichter: Ja, denn sonst wäre der Mensch ein Tier. Das Leben der Tiere ist ein Träumen, aber ohne die Anschauungsmöglichkeit ihrer Träume: diese Seligkeit verdanken Sie einem hohen Dichter.

Der Denker: Dann wäre aber der Dichter —

Der Dichter: Das Auge Gottes, welches die schöne Welt aus der Seele Gottes hinauswirft in das öde Nichts.

PAUL ERNST